Walter Haug 1927–2008

Als Walter Haug im Dezember 1978 (am Ende von Band 52 dieser Zeitschrift) den wenig zuvor verstorbenen Hugo Kuhn würdigte, der die *Deutsche Vierteljahrsschrift* drei Jahrzehnte herausgegeben hatte, ließ er eingangs Kuhns eigenen Nachruf auf Hermann Schneider († 1961) anklingen – um von ihm her das ganz Andere im beständig experimentierenden, unabschließbar kreisenden Werk seines Lehrers hervorzuheben. Ähnlich ist man heute, 30 Jahre später, versucht, auf Haugs damals geäußerte Worte zurückzugreifen – nun aber um festzustellen, dass, anders als in der damaligen Konstellation, zwischen Kuhn und Haug die verbindenden Linien die trennenden überwiegen.

Walter Haug war Hugo Kuhn, wie er in seiner Antrittsrede an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (1992) festhielt, »in einer Glücksstunde« begegnet und durch ihn dazu gebracht worden, »das Steuer noch einmal herumzuwerfen« – sprich: sich ganz der germanistischen Mediävistik zuzuwenden. Mit Kuhn ergab sich ein spontanes Einverständnis und bei ihm fand sich ein zeitgemäßes Wissenschaftsverständnis: komplexe Modellhaftigkeit verbunden mit geistiger Offenheit und Neugier, Wachheit für die Methoden historischer Rekonstruktion, Hingabe an den (selbst)kritischen Prozess wissenschaftlicher Erkenntnis. Bei vielen Anlässen, zuletzt noch bei der Geburtstagsfeier im November 2007, war es Haug ein Anliegen, an das zu erinnern, was er seinem Münchner Mentor verdankte. Und tatsächlich scheint es, als hätte das 1978 auf Kuhn gemünzte Wort von der »Verantwortlichkeit des Forschers und Lehrers zwischen Erfahrung und Form, zwischen Zufall und Eschaton« auf ihn selbst ebenso zugetroffen wie das aus Kuhns Novalis-Aufsatz aufgegriffene Zitat: »Wir verstehen natürlich alles Fremde nur durch Selbstentfremdung – Selbstveränderung – Selbstbeobachtung«.

Sosehr Haug im Blick auf Strukturen und Formen, anthropologische Universalien und literarhistorische Prozesse an Kuhn anschloss, sowenig schloss er an die elliptisch dichte Zusammendrängung und abbreviaturhafte Sprödigkeit von dessen Aufsätzen an. Meisterhafter Stilist, verstand er es, eine bestechende Klarheit des Gedankens mit einer schnörkel- und jargonlosen, lebhaften und anschaulichen Sprache zu verbinden. Egal, ob er über die früheste althochdeutsche, die hoch- und spätmittelalterliche oder die frühneuzeitliche Literatur schrieb, immer vermochte er prägnant und faszinierend die zentralen Deutungsprobleme ans Licht treten zu lassen. Für Heldensage und -epik, höfischen und nachhöfischen Roman, Kurzerzählung und Mystik setzte er Marksteine für die weitere Forschung – ohne doch bei ihnen stehen-zubleiben. Beständige Fortschreibungen der eigenen Interpretationen und Modelle waren Ausdruck nie erlahmender wissenschaftlicher Neugier und

unablässigen intellektuellen Unterwegsseins. So gibt es denn auch keine einfache Entwicklung innerhalb des Werks: Neue Schwerpunkte, die Übergänge zwischen Mittelalter und Neuzeit, der Bereich von Mystik, Theologie und geistlicher Literatur, stehen neben einer fortwirkenden Faszination für den höfischen Roman, seine Epochalität, Fiktionalität und Literarizität. Nicht ein Weg führt von der *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter* (1985) und den *Strukturen als Schlüssel zur Welt* (1989) über die *Brechungen auf dem Weg zur Individualität* (1995) hin zur *Wahrheit der Fiktion* (2003). Vielmehr entspinnt sich ein unaufhörlich wachsendes Netzwerk an Pfaden, die immer wieder ihre eigenen Ausgangspunkte kreuzen und zugleich auf Spiralbahnen über sie hinauslenken. Angetrieben ist die Bewegung auf ihnen von der Erfahrung einer prinzipiellen Unfertigkeit, eines nicht erreichbaren Ziels, einer je neu ansetzenden Suche – das erklärt die Aufmerksamkeit für die Prozessualität des arthurischen *aventure*-Weges, aber auch die Unwilligkeit, sich mit einmal gewonnenen Resultaten zufrieden zu geben. Einer der jüngeren Aufsätze plädiert explizit »Für eine Ästhetik des Widerspruchs« (1999) – und man wird dies nicht nur auf die Texte selbst, sondern auch auf die Interpretationen zu beziehen haben. Im Widerspruch und im Widersprüchlichen liegt das Bewegungsgesetz der Haugschen Produktivität und der archimedische Punkt für das literarhistorische Dilemma, an dem sich sein Werk abarbeitet: Wie Texte in ihren synchronen und diachronen Beziehungen verorten und gleichzeitig als unverrechenbare Singularitäten würdigen?

Eines der wesentlichen Foren für die Auseinandersetzung mit solchen Fragen war Walter Haug die *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. Er übernahm ihre Mitherausgeberschaft nach Kuhns Tod, 1979/80, neben Richard Brinkmann, der gleichzeitig auch Gerhart von Graevenitz in die Redaktion holte. Stolz auf diese Auszeichnung, war sie ihm zugleich Herausforderung, die Mitarbeit an der Zeitschrift Herzensangelegenheit. Die *DVjs* repräsentierte Literaturwissenschaft in ihrer zugleich prägnantesten und offensten Form, keinen Richtungen und Richtungskämpfen, sondern der unvoreingenommenen Auseinandersetzung verpflichtet, thematische Weite mit analytischer Strenge, Sachangemessenheit, Reflexionshöhe und Verantwortlichkeit kombinierend. In diesem Sinne hatten Brinkmann und Kuhn 1976 im 50. Band das prekär gewordene Titelstichwort »Geistesgeschichte« als ein auf Kontinuität und Wandel bezogenes gerechtfertigt: »Es kann am ehesten noch die Verbindung der Literaturen, der Kulturen überhaupt mit ihren historischen Situationen decken. [...] Es deckt die Offenheit für alle alten und neuen methodischen Positionen und Anwendungen, von den unüberholten Künsten der Philologie und ästhetischen Analyse, von linguistischem, strukturalistischem Zugang, von soziologischen, rezeptionsästhetischen Dimensionen und so fort bis hin zur gegenwärtigen Auseinandersetzung zwischen Hermeneutik und Wissenschaftstheorie«.

Walter Haug hat diese Idee mit- und weitergetragen. Die Zeitschrift war für ihn der Ort, die geistes- und kulturgeschichtliche Relevanz von Literatur und zugleich die methodische Relevanz literaturwissenschaftlicher Verfahren je neu zum Vorschein zu bringen. Mit sicherem Blick für gut Gedachtes, interessant Beobachtetes und Perspektivenöffnendes machte er die Zeitschrift für die jüngeren Generationen literaturwissenschaftlicher Mediävisten attraktiv und verschaffte sich damit auch selbst einen Resonanzraum der eigenen Entwürfe. Dass dies einen Prozess dauernden Dazulernens erforderte, entsprach seinem Naturell. Bereitwillig gab er zu, selbst nicht immer jede abseits des Weges liegende Perle gleich erkannt zu haben. Als das Herausgebergremium sich über einen geistreichen, aber spielerisch in sich bleibenden Aufsatz uneinig war, erinnerte er an seine eigene, aus der frühen Zeit bei der *DVjs* stammende Verwunderung, ob man wirklich einen Beitrag zur Zigarre bei Thomas Mann bringen solle; er habe sich gefragt: »Gehört so etwas Abseitiges in die *DVjs*? Verfehlen wir mit solchen Unverbindlichkeiten nicht unsere eigentliche Aufgabe? Brinkmann hat mich – nicht gleich –, aber im Laufe der Zeit überzeugt, dass es bei uns auch Nischen geben sollte für kleine Entdeckungen, essayistische Köstlichkeiten und Hintergründig-Amüsantes« (10. Dez. 2006).

Den Austausch mit der Forschung und den Herausgeberkollegen verstand Haug als Möglichkeit, am Puls der Zeit und auf der Höhe der Diskussion zu sein und sich selbst immer wieder neu auf die Probe zu stellen – zum Beispiel anhand eines der psychoanalytischen Literaturinterpretation verpflichteten Manuskripts, in dem sich eigene (frühere) Faszinationen gespiegelt fanden: »Jeder Intellektuelle, der noch in der ersten Hälfte des 20. Jh.s geboren worden ist, hatte wohl seine Freudsche Denkphase. Meine war so massiv, dass ich als drittes Promotionsfach Psychologie studiert habe. Das ist lange her, und ich sehe inzwischen in der psychoanalytischen Literaturinterpretation einen fragwürdigen säkularen Ableger der allegorischen Hermeneutik. Vor diesem Hintergrund stehe [ich] einerseits [der] Analyse [...] nicht ohne Verständnis gegenüber, auf der andern Seite bin ich voller Reserven« (17. Dez. 2006). Persönliches und Wissenschaftliches waren unlösbar miteinander verknüpft. Wer künftig einmal den Brief- und Mail-Wechsel der Herausgeber aufarbeiten wird, wird – neben Haugs glänzend geschriebenen Absagebriefen, die manchem Abgelehnten ein zwiespältiges Glück bescherten – aus dem intensiven Ringen um die Sache nicht nur ein Stück kondensierte Wissenschaftsgeschichte, sondern auch funkelnde Facetten intellektueller Biographien gewinnen können.

Die Aufsätze, die Walter Haug selbst in der *DVjs* publizierte, gehören zu den wichtigsten in seinem Werk. Gleich der erste, »Die Symbolstruktur des höfischen Epos und ihre Auflösung bei Wolfram von Eschenbach« (45, 1971, S. 668–705), war bahnbrechend und wurde zu einem der meistzitierten in

der germanistischen Mediävistik. Im Anschluss an Kuhns *Erec*-Aufsatz, aber über diesen hinausgreifend, entfaltet Haug das Innovative der ›Doppelkreisstruktur‹ der Chrétien'schen Romane und ihrer deutschsprachigen Adaptationen – nur um sogleich zu zeigen, wie Wolfram in seinem *Parzival* das neue Modell bereits wieder dekonstruiert: »An die Stelle des Thesenromans, der anhand seiner Symbolstruktur demonstriert und dessen Verständnis deshalb über das Erfassen dieser Struktur läuft, ist eine epische Darstellung getreten, die einen fortschreitenden Erfahrungsprozeß meint, mit dem man sich Schritt für Schritt identifizieren muß« (S. 705). Der ebenfalls schnell kanonisch gewordene Aufsatz »Paradigmatische Poesie. Der spätere deutsche Artusroman auf dem Weg zu einer ›nachklassischen‹ Ästhetik« (54, 1980, S. 204–231) verfolgt diese Perspektive weiter und zeigt, wie wiederum aus dem Zurücktreten des prozessualen Moments einerseits eine Konzentration auf vermittelbare Lehre, andererseits eine Freisetzung sprachlicher Eigendynamik entstehen kann – eine Ästhetik aus dem Geist der Negation, die Haug mit einer »geistesgeschichtlichen Wende« in Verbindung bringt, in der sich schon »der moderne, sich der Problematik seines Tuns bewußte Typ des Dichters« ankündige (S. 231). Um den Zusammenhang von Struktur und Erfahrung, Allgemeinem und Individuellem, Heilsgeschichte und politischer Gegenwart kreist auch die kunsthistorisch beschlagene Interpretation des Bildprogramms des Fußbodenmosaiks von Otranto (49, 1975, S. 577–606). Sie mündet in einen Blick auf den »Grenzbereich zwischen der Diskontinuität subjektiver Planung und der Kontinuität objektiver Schemata«.

Auch nach der Übernahme der Herausgeberschaft hat Haug Aufsätze, die ihm besonders am Herzen lagen, in der *DVjs* publiziert. In »Parzival ohne Illusionen« (64, 1990, S. 199–217) revidierte er frühere (auch eigene) Lektüren des *Parzival* im Hinblick auf das Gnadenhafte, Prekäre, Nicht-Dauernde des Erlösungsweges. Ein neues, im 12. Jahrhundert intensiviertes Denken göttlich-menschlicher Differenz sei bei Wolfram fassbar: »in der Demontage der Wegmodelle, in der Idee des gemischten Menschentypus, im Sich-Durchringen zur Bereitschaft, sich die eigene Zwiespältigkeit einzugestehen und die Unmöglichkeit der Selbsterlösung zu akzeptieren. Aber all das sind Erfahrungen, die nur ein Einzelner für sich allein machen kann und muß« (S. 216).

Erfahrungen des Einzelnen – sie sind es, die für Haug in besonderer Weise die Literatur bereithält und vermittelt, und sie sind es nicht zuletzt, die er durch aktuelle Tendenzen der Literaturwissenschaft gefährdet sah. Der programmatische Beitrag »Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?« (73, 1999, S. 69–93) reagierte auf Entwicklungen in Kulturanthropologie (Geertz) und New historicism (Greenblatt). Von ihnen her versuchte er deutlich zu machen, wie die Literaturwissenschaft immer noch an dem Problem laboriere, die Individualität ihrer Gegenstände sowohl im Rahmen geschicht-

licher Prozesse als auch im Kontext nicht-literarischer Systeme zu bewahren. Gerade die großen Erzähltexte der mittelalterlichen Tradition dienten dabei als Beispiel für die Unverrechenbarkeit des Literarischen, für dessen Möglichkeit, Spannungen, Widersprüche, Paradoxien zum Austrag zu bringen. Als von Graevenitz auf diese polarisierenden Zuspidzungen mit einem historisch nuancierenden Bild des Verhältnisses von Literatur- und Kulturwissenschaft antwortete (ebd., S. 94–115), fühlte Haug sich missverstanden und als anachronistischer Vertreter literarischer Autonomie und werkimmanenter Interpretation abgestempelt. Er unterstrich in einer weiteren Entgegnung (ebd., S. 116–121), wie sehr es auch ihm darum gehe, »die Fremdheit der eigenen kulturellen Vergangenheit« – und das hieß für ihn eben vor allem auch: die Widerständigkeit der Literatur – »zu ihrem Recht kommen zu lassen« (S. 121).

Die – nicht zuletzt fachpolitische – Intervention war Walter Haug wichtig. Er sprach von seinem ›Protestaufsatz‹ und kam in der Einleitung zur *Wahrheit der Fiktion* (2003) auf die historisch-hermeneutischen Dilemmata zurück. Auf dem Spiel stand für ihn sowohl die Komplexität des literarischen Textes wie die Dignität von Interpretationen, die jene Komplexitäten zu Tage fördern. Die Diskussion berührte einen Nerv seines eigenen Œuvres, aber auch zum Beispiel die Haltung der DVjs gegenüber den neuen Tendenzen. Sosehr Haug der Literatur die einzigartige Fähigkeit zuschrieb, kulturelle Phänomene in ihrer Heterogenität zu bearbeiten, sosehr dachte er dabei an die ›großen Werke‹. Serielle, pragmatische, lehrhafte, erbauliche, einsinnig-allegorisierende Texte – das waren für ihn jene Wälder der Überlieferung, auf die sich am besten von den Gipfeln aus blicken ließ. Er war deshalb, was die DVjs anging, skeptisch ebenso gegenüber Beiträgen, die mittelmäßige Texte mit theoretischem Ballast überfrachten, wie gegenüber solchen, die Literatur allein sprachanalytisch bestimmen oder das germanistische Kerngeschäft auf Poetik, Biographik und Lexikographie reduzieren wollten.

Man täte Walter Haug Unrecht, wollte man ihm einen goethezeitlich-modernen Literaturbegriff unterstellen. Doch untrüglich war sein Gespür für Texte, in denen inhaltlich, strukturell und formal Liminalitäten und Prozessualitäten, Ambiguitäten und Transgressionen eine konstitutive Rolle spielen. Literatur war für ihn keine Form der Problemlösung, sondern eine Form, die Unauflösbarkeit von Problemen sichtbar zu machen. Dies konnte dann auch dem Blick auf das ästhetische Misslingen seinen Reiz geben. In dem Aufsatz »Der Teufelspakt vor Goethe oder wie der Umgang mit dem Bösen als *felix culpa* zu Beginn der Neuzeit in die Krise gerät« (75, 2001, S. 185–215) konzidiert Haug, die frühneuzeitliche *Faust-Historia* müsse unter »klassischen ästhetischen Kategorien« als »stümperhafte Klitterung von Teufelspakt-Materialien und anderen Versatzstücken« erscheinen. Versuche man hingegen, die Heterogenitäten des Textes auf kulturelle Spannungsfel-

der einer Umbruchszeit zu beziehen, gewinne sie geradezu postmoderne Züge. Das Modell der *felix culpa* beiseite stellend und den Menschen aus der Opposition von Gut und Böse entlassend, erweise sie sich zumindest als radikaler als selbst die Versionen des 18. und 19. Jahrhunderts: so »schließt gerade das ästhetisch Unbefriedigende und konzeptuell Widersprüchliche die neue Problematik auf und macht die Lektüre zu einer erregenden Erfahrung« (S. 208 f.). Hier deutet sich ein Verhältnis von Kulturgeschichte und Literaturwissenschaft an, das demjenigen von Greenblatts Shakespeare-Buch, ungeachtet der unterschiedlichen »Größe« der Kategorien, durchaus nahe steht.

Die im Faust-Aufsatz anklingende Vorstellung der *felix culpa* gab auch das Stichwort, das Walter Haug sich selbst für das Kolloquium zu seinem 80. Geburtstag (23. Nov. 2007) wünschte: *Positivierung von Negativität: Felix culpa und die Frucht des Scheiterns*. Die fünf Beiträge, die in diesem Heft der *DVjs* abgedruckt sind, umkreisen das Thema im Blick auf seine philosophisch-theologischen Bedingungen und Grenzen, seine narrativen und lyrischen Um(be)setzungen. Haug selbst arbeitet in seinem eigenen Vortrag noch einmal prononciert heraus, welche Varianten »das erotische Aporie-Konzept des arthurischen Typus« in der kurzen Zeit zwischen dem altfranzösischen *Tristan* und Wolframs *Titurel* durchläuft. Damit schlägt er zugleich den Bogen zu den eigenen frühen Aufsätzen, u. a. zu dem die Forschung neu ausrichtenden Beitrag zum *Titurel*: »Erzählen vom Tod her« (1980). Doch betont ist nun das Aporetische der Konfigurationen von Liebe/Begehren und Tod, vor dem die Interpreten die Augen verschlossen, das Aporetische, das nicht in einer Positivierung des Negativen, einer *felix culpa*, aufgehe. Noch einmal blitzt damit die Idee auf, die Literatur selbst sei all unseren Kategorisierungs- und Systematisierungsversuchen überlegen, sei Experiment, dem seinerseits nur experimentell beizukommen sei, in immer neuen Anläufen, neuem Scheitern, neuem Glück.

Scheitern, Kontingenz, Positivierung von Negativität, *felix culpa* – das sind mehr als nur einige Konstanten in Walter Haugs Werk. Es sind Kristallisationskerne einer Existenz, die sich zwar dem im *Exsultet* und in der Ostervigil ausgesprochenen heilsgeschichtlichen Geheimnis (*O felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem*) verbunden wusste, daraus aber keine Gewissheiten ableitete; Schlüsselmomente eines Denkens, das sich seiner Endlichkeit, seiner Unzulänglichkeit, seiner Vorläufigkeit bewusst war und gerade daraus die überspringenden Funken immer wieder neuer Einsichten zu schlagen vermochte – »Über das Glück literaturwissenschaftlicher Verzweigung« handelte schon der Aufsatz zum ahd. *Muspilli* aus dem Jahre 1977. Der existenzielle Blick fand in der Literatur, vor allem der erzählenden, sowohl Trost wie Beunruhigung. In der Heidelberger Antrittsrede hieß es: »Zugegeben, diese Experimente [der Literatur] sind letztlich da, um zu versagen, aber im Versagen sind sie Zeichen für das, was nicht zu fassen

ist. Das Erzählen mildert den Abgrund zwischen zwei Menschen. Es hat sein Gutes, gerade auch dadurch, daß es nicht ans Ziel kommt. Literaturwissenschaft treiben heißt also, sich darum bemühen, diesen Zwischenbereich lebendig zu erhalten, gerade weil er so fragwürdig ist, weil aber er allein das Leben zwischen den absoluten Forderungen und den leeren Mustern menschlich macht.« Der letzte Vortrag schließt mit einem von Haug ergänzten Nietzsche-Wort: »Wir haben die Kunst – und ich sage: insbesondere die Literatur – wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit verzweifeln.«

Der Jubilar wusste, dass das festliche Zusammensein zu seinem Geburtstag schon ein Abschiednehmen war. In seinem letzten elektronischen Brief schrieb er, das Geburtstagsheft würde wohl »eine Art Gedenkeft werden«. Am 11. Januar 2008 ist Walter Haug in Tübingen gestorben. Die *DVjs* wird seinen weiten Blick, sein souveränes Urteil, seine intellektuelle Brillanz und Neugier schmerzlich vermissen.

CHRISTIAN KIENING